№ 3 Neue Gartenlaube. 1900

Beilage zum „Danziger Courier".

Eine glänzende Partie.

Roman
von
Brentano-Bauck.
(Fortsetzung.)
[3]

In Brooklyn wurde es ungemütlich. Das Landhaus schien nur für die warme Jahreszeit eingerichtet, an allen Ecken zog es; die Kamine heizten schlecht und Tante Jessy konnte nicht genug Thee trinken, um sich zu erwärmen. Dazu wurde gepackt, zwei riesig große, überseeische Koffer aus Holz und mit Eisen beschlagen standen im Schlafzimmer des Millionärs und auch Rose machte sich bereit, die große, sehnlichst erwünschte Reise nach Europa anzutreten, besserte fleißig aus und erneuerte an ihrer Garderobe, nicht ohne Erfolg dem Ganzen einen vornehmen Anstrich gebend.

Tante Jessy bemerkte erst jetzt, mit wie viel Geschick ihre Nichte die Nadel führen konnte, wenn sie nur wollte, und welchen allerliebsten Geschmack sie besaß in der Auswahl ihrer Toiletten, in Gang und Haltung — in der Rede — ja, man konnte es ihr wohl wünschen, daß sie ein reiches Los ziehen möchte in dem großen Lotto des Lebens. — Aber — aber — Tante Jessy seufzte, ihre guten Augen hingen immer öfter, stiller und zärtlicher an der lichten Gestalt Roses, je näher der Tag der Abreise heranrückte und je selbstbewußter das junge Mädchen das feine, blonde Haar emporhob, das so etwas Genienhaftes an sich hatte. — —

Drei Tage später befanden sich Onkel Jones und seine Nichte schon an Bord eines mächtigen Auswandererschiffes „Louisiana", und Tante Jessy stand am Hafen von New-York, das liebe, alte Gesicht von Thränen überströmt, welche der Trennungsschmerz ihr erpreßte, und winkte Wilson und ihrem Liebling, der Rose, den Abschiedsgruß zu.

„Fahr wohl!" rief sie mit schluchzender Stimme. „Fahr wohl und — Gott mit Dir!"

Rose beugte sich, soweit sie konnte, über das Schiffsgeländer und streckte die kleine, weiße Hand verlangend aus, ohne doch diejenige der guten, alten Tante zu erreichen. Ihr wurde plötzlich so angst ums Herz — wie würde ihr sein, wenn sie das liebe, treue Gesicht nicht mehr sah — nicht mehr die altbekannte Riesenstadt New-York — die freundlichen Häuser und lachenden Blumengärten von Brooklyn? Wie verloren würde sie sein, wie allein in der weiten Welt, der sie entgegenfuhr — nach der ihr Herz so wild verlangte — und so bange wurde ihr nun — so weh — war das Heimatschmerz — schon jetzt — schon jetzt? — — —



Arabella Jókai

„Tante Jessy!" rief sie, und auch ihr traten die Thränen in die Augen. „Leb wohl — leb wohl! — Auf Wiedersehen!"

Das Gesicht der guten Dame erstrahlte in dankbarer Freude. Das war ein Hoffnungsschimmer, den ihr Rose zurückließ in ihrer Verlassenheit — das Wort — auf Wiedersehen!

Da ertönte die Schiffsglocke laut und schrill — die letzten Reisenden hasteten über die Landungsbrücke — gleich darauf holte die „Louisiana" die Taue ein und setzte sich langsam und würdevoll mit majestätischem Ernst in Bewegung.

Die Matrosen hingen im Mastkorb und grüßten dem entschwindenden Hafen zu, die Reisenden standen alle an Bord — die Damen und Kinder schwenkten weiße Tücher — die Herren die Hüte — manche weinten, man hörte noch das Kommando des Kapitäns — dann nur das Rauschen des Wassers — ferner — immer ferner. —

Tante Jessy stand unbeweglich am Platz, bis das Schiff mit den stolzen Masten völlig ihren Blicken entschwunden war. Neue Schiffe zogen die breite Wasserstraße entlang — unter englischer, deutscher und spanischer Flagge — die Matrosen sangen — die Frauen und die Kinder, welche am Hafen herumlungerten — weinten und lachten, je nachdem, ob Schiffe kamen oder gingen — ihre Liebsten heimbrachten oder nahmen — das bunte, wechselvolle Bild einer belebten Hafenstadt, welches so manchen immer wieder fesselt, umgab Tante Jessy, aber sie hatte keine Augen dafür, nun ihr Liebling ihr — vielleicht für immer — entrückt war.

Endlich wendete sie sich schwankenden Schrittes zum gehen — da bahnte sich ein junger Mann aufgeregt den Weg zu ihr durch die Menge — einen Blumenstrauß in der Hand haltend, atemlos, hochrot im Gesicht.

Tante Jessy erkannte sogleich den Buchhalter aus der Fabrik ihres Vetters, und ein mitleidiges Lächeln irrte über ihre gutmütigen Züge, als sie ihm entgegenelte, so gut ihre Körperfülle es erlaubte.

„Ich konnte nicht eher abkommen!“ stammelte Herr Brown, den Hut artig vor der alten Dame lüftend. „Aber die „Louisiana“ ist noch nicht fort, nicht wahr?“

Tante Jessy sah ihn mit ihren treuen Augen traurig an.

„Zu spät!“ sagte sie leise. „Das Schiff schwimmt bereits auf offenem Meer!“

So standen sie eine ganze Weile beide auf dem lärmenden Hafenplatz und hielten sich die Hände, sie beide, die Rose so sehr geliebt.

„Rose ist gegangen —“ sprach der Jüngling wie völlig abwesend. „Sie ist gegangen auf Nimmerwiedersehen — ich kann's nicht fassen.“

„Verzagen Sie nicht, Herr Brown!“ tröstete ihn Tante Jessy mit sanfter Stimme. „Es kann noch alles gut werden — ein so junges Mädchen, wie die Rose — begeht mal eine Thorheit — ja, sie ist gegangen, aber — sie sagte doch — auf Wiedersehen!“

Der junge Mann preßte die Hände der alten Dame krampfhaft und sah sie an mit einem Blick, aus dem sie las, daß ihre Worte ihm das Leben wiedergegeben hatten.

Schweigend traten sie zusammen den Rückweg an — beide gleich tief gebeugt von Schmerz und sich einander dadurch verbunden fühlend in trauriger, unausgesprochener Gemeinschaft.

Harry Brown brachte Tante Jessy zur Stadtbahn, mit der sie nach Brooklyn fuhr und versprach ihr auf ihren Wunsch, sie recht häufig in seinen Freistunden zu besuchen.

„Ich bin ja nun so einsam draußen in dem großen Hause —“ sagte sie traurig. — „Und da werde ich froh sein, wenn ich einmal ein bekanntes Gesicht sehe! Fräulein Pattersohn will sich auch nächstens nach Europa einschiffen!“ Sie sprach noch aus dem Zugfenster hinaus zu dem jungen Mann freundlich und gut wie eine Mutter — dann pfiff die Lokomotive — noch ein letzter Gruß — ein Händedruck — und die Bahn sauste mit Blitzesschnelle über die schwebenden Brücken dicht an den Fenstern der New-Yorker Bürger vorüber. — — —

Es war Abend geworden. — Eine alte, einsame Frau saß in dem leeren Landhause in Brooklyn bei dem matten Schein der Lampe in ihrem Zimmer. Klatschend schlug der Regen gegen die Scheiben der Fenster — der Wind fuhr heulend den Kaminschlot hinab und trieb aus der Asche ein paar letzte, verglimmende Funken. —

Tante Jessy hatte vor sich auf dem Tisch ein aufgeschlagenes Buch liegen — eine verdorrte Rose befand sich zwischen den vergilbten Blättern — zitternd strich ihre welke Hand darüber hin — in Erinnerung versunken. — — —

Das alte Buch barg noch mehr — des Traurigen und Geheimnisvollen — es war das Buch des Schicksals für Tante Jessy.

Auf der ersten Seite standen in halb verlöschter Schrift die Worte ihrer guten, deutschen Mutter — die ihr einst zur Einsegnung den schlichten, schönen Spruch hineingeschrieben: „In Deinem Glauben liegt der Himmel — in Deinem Herzen Dein Geschick.“ — Eine Thräne fiel darauf aus Tante Jessys Augen — die Mutter war längst tot — und damals — so bald schon — folgte sie einem fremden Mann in die ferne Heimat. — Ein paar Blätter weiter fand sie sein Bild — eine alte Photographie, welche einen hübschen Mann in englischer Kapitänsuniform darstellte. Er war es — Fernam! — Sie hatte viele Thränen geweint in ihrer Ehe und doch war sie glücklich gewesen — keine Frau hat je ihren Gatten treuer und selbstloser geliebt als Tante Jessy ihren schönen, stolzen aber kaltherzigen Briten! Und doch kam das Unglück! Wo bliebe es fern, da ein heißes Herz liebt — denn heißt lieben nicht leiden?

Fernam, schon immer zum Leichtsinn geneigt, machte Schulden im Spiel und wo sich ihm sonst nur Gelegenheit bot, bis ihm alles über den Kopf zusammenschlug und er deshalb seine Stellung einbüßte. Tante Jessy beschwor ihn, mit ihr und ihrem Kinde — sie besaßen einen Sohn — nach Deutschland in ihre Heimat zurückzukehren, doch er weigerte sich und ging statt dessen nach Paris. Sie blieb allein in England zurück und mußte sich kümmerlich mit dem Kinde durchbringen — ab und zu schrieb der Kapitän — aber immer nur, daß es ihm schlecht ginge und er ihr kein Geld zur Reise schicken könne. Endlich meldete er sich gar nicht mehr — die Briefe, die sie unter der alten Adresse an ihn richtete, kamen entweder als unbestellbar zurück oder blieben unbeantwortet. Sie hätte sich sagen müssen, daß sie eine Verlassene war, aber in der unendlichen Güte ihres Herzens weinte sie um ihn, wie um einen Verlornen und dachte, er ist verdorben — gestorben!

Nach Jahren schließlich, als sie ihrem reichen Vetter Wilson schon die Wirtschaft führte, erhielt sie eine Nachricht aus Paris von der Direktion des Krankenhauses Convent bon Dieu, worin ihr mitgeteilt wurde, daß ihr Gatte, ein Kapitän James Fernam Madedors, dort, aller Mittel entblößt, gebrochen an Seele und Leib, im Sterben läge. Sie machte die weite Reise von New-York nach Paris und nahm den kleinen James mit, damit der Vater ihn noch einmal sehen könne. Als sie in Paris ankam, fand sie Fernam bereits tot vor. Der Brief war so lange unterwegs gewesen und zu spät an ihre Adresse gelangt. Das einzige, was sie behielt von dem, der ihr das Liebste auf Erden gewesen, war ein Grab auf dem „Père la chaise“, dem berühmten, französischen Friedhof. — Auf dem Grabe blühte ein Rosenstrauch — und jene eine verdorrte Rose, die in dem Buch lag, hatte sie von seinem Grabe gebrochen. — Fernams Grab! Tante Jessy vergaß es nie! Immer sah sie den weißen Leichenstein vor sich, auf dem sein Name stand.

„Paris ist eine Unglücksstadt!“ sagte sie zu dem kleinen James, der seinem Vater so glich, doch das Kind verstand sie nicht, es lachte so sorglos, schüttelte seine blonden Locken und rief mit seiner süßen, hellen Stimme:

„O, Paris ist so schön, Mama! Wenn ich groß bin, gehe ich auch nach Paris!“

Jessy durchzuckte ein eisiger Schreck. Ihr war, als wenn sie in eine Zukunft sähe, voll Grauen! Und diese Zukunft kam, und wurde Wirklichkeit! James wuchs heran und ein halber Knabe noch trieb ihn sein unsteter Geist nach Paris. Dort tobte der Aufruhr — der Krieg wütete vor den Thoren der Stadt — und innen stand der Bruder gegen den Bruder auf — die Entthronung des Kaisers bereitete sich vor, und inmitten dieses Gewühls des Kampfes der Volksmassen gegen die Krone — den äußern Feind — des haltlosen Zusammenbrechens all des pomphaften Glanzes eines so mächtigen Reiches — fand James Matedor, ihr einziger, geliebter Sohn einen frühen, unbelohnten Tod — er blieb auf den Barrikaden — und seiner Mutter fiel der erste Schnee auf das Haar — vor abgrundtiefem Schmerz! —

So hatte sie alles hingeben müssen — ihr letztes und liebstes noch, und wieder verschlang es die Riesenstadt Paris.

Da hielt sie die lichte, blonde Locke in den Händen, die sie James vom Haupte geschnitten, als er nach Frankreich ging — wie sie glänzte im matten Lampenlicht — es war eines Toten Haar — ihre Lippen berührten es in leisem, innigem Kuß.

Gedankenlos blätterte sie weiter in dem Buch. Was war das für ein schwarzes, schmales Seidenband, welches sie jetzt fand? Daneben lag ein Zettel, welcher einige Daten enthielt. Am 24. Juni anno . . . ging das Schiff „Sulivan“ vom Kontinent kommend, zum Wrack geworden, auf offnem Meer unter. Mit der ganzen Mannschaft und den meisten Reisenden versanken auch Ellen und Graham Wilson und fanden den Tod in den Wellen. Ein zweijähriges Kind, Rose Wilson, wurde durch einen Matrosen gerettet.“

„Roses Eltern,“ murmelte Tante Jessy mit wehmütigem Lächeln. „Und das schwarze Band hat sie in ihren blonden Locken getragen — es sah so traurig aus — das kleine, hübsche Mädchen im Trauerkleid — aber sie lachte immer — sie hat den Schmerz noch nicht empfunden — wohl ihr! Ich vertrat nun Mutterstelle an ihr die langen Jahre — da ist sie mir so ans Herz gewachsen — und heut fühl ich's, als wär' ein Kind — noch einmal von mir gegangen!“

Sie seufzte und strich sich über das ergraute Haar und die kleine Krepphaube mit der schwarzen Schleife. Sie legte die Trauer nie mehr ab — seit Paris ihr auch den Sohn genommen.

„Paris ist eine Unglücksstadt!“ murmelte sie heut, wie einst vor vielen, vielen Jahren, und ihr Blick war trübe und umflort: „Alles hat dieses Ungeheuer verschlungen — nun geht auch sie noch hin — auch sie — ach, ich fürchte — sie — sie kommt nie wieder — wie Fernam nicht kam — wie James!“ — — — — — — — —

Fern von der Citty im fünften Stockwerk einer hohen Mietskaserne saß der arme Buchhalter, Herr Brown, in einem dürftigen, kahlen Kämmerlein.

Es war schon spät — aber er dachte nicht ans schlafen. Vom nahen Turm schlugen die Nachtstunden nacheinander — unter seinen Fenstern sausten die Blitzzüge der Stadtbahn vorüber — er hörte kein Geräusch — er fühlte keinen Mangel, obwohl er nichts zu Abend genossen von dem bescheidenen Mahl, das ihm seine gute Mutter aufgetragen, die er von dem kargen Gehalt miternährte.

In seinem Kopf hatte kein andrer Gedanke Platz, als der, daß Rose Wilson fort sei, der Lichtstrahl — die Sonne seines Lebens. Für sie hätte er sich gern blutig gearbeitet, gedarbt und gelitten, ja verraten und betrogen, um mit seiner Seligkeit eine Minute flüchtigen Erdenglücks für sie zu erkaufen. Nun aber war sie fort — ihm in eine andre Welt entrückt, und das vielleicht auf immer. Sein Licht war herabgebrannt bis auf ein kleines Stümpfchen, und er starrte hinein in die Flamme, als wollte er sie ewig halten! Sie flackerte, flackerte, zuckte auf und zitterte noch wie in der Hoffnung neu zu erwachenden Lebens — dann jedoch ver-

löschte sie zischend. — Es mußte so kommen. Nun saß er im Dunkeln! So allein — so still bis ins Innerste gebrochen — alles um ihn und in ihm war dunkel — schattenhaft — unheimlich still — nur eine Stimme lebte noch in ihm, die nicht sterben wollte, wie das



Wachtstube im dreißigjährigen Kriege.

Das war eine herrliche Zeit für den Kriegerstand, als dreißig Jahre hindurch, vom 23. Mai 1618 bis zum 24. Oktober 1648 die Kriegsfackel durch Deutschlands Gauen loderte und in beiläufig dreißig bedeutenden Schlachten und endlosen kleineren Gefechten die Tapferkeit Gelegenheit hatte, sich zu erproben. Unser Bild führt aus jener Zeit eine Wachtstube vor den Blick. Die Krieger sitzen rauchend, zechend und spielend umher. Ein ehrbarer Schuster nimmt einem Offizier das Maß zu einem Paar neuen hohen, wildledernen Reitstiefeln, während von der Treppe herab ein alter Wachtmeister die neueste Kriegskunde mitteilt, welche sowohl den Trompeter und den jetzt fern von seinem Instrument zugaffenden Paukenschläger wohl sehr bald aus ihrer behaglichen Ruhe aufscheuchen dürfte.

Lichtstümpfchen und flüsterte und flüsterte daß es sein ganzes Sein durchzitterte wie himmelhohe Wonne und wie abgrundtiefer Schmerz. — „Sie sagte ja — auf Wiedersehen." — — — — — — — —

Paris! Das war Paris! Diese schöne, strahlende, glänzende Stadt! Rose Wilson stand am Fenster eines großen Speisesaals, wie man ihn mit allem Komfort ausgestattet in jedem bessern Hotel dort findet, und sah auf das herrliche Panorama der Riesenstadt hinab, welches ihr Auge entzückte.

„O, Onkel Jones, wie glücklich bin ich, in Paris zu sein!" sagte sie tief aufatmend, ohne den hübschen Kopf zu wenden. „Wie schade, daß Tante Jessy nicht bei uns ist!"

„Das fehlte auch noch!" gab der Millionär, welcher hinter seiner Nichte saß und verschiedene Tagesblätter auf die neuen Börsenberichte durchsah, verdrießlich zurück. — „Du machst mir gerade den Kopf heiß genug mit Deinen Launen. Heute dies und morgen das! Als ob die ganze Welt ein Vergnügungslokal wäre!"

Rose lachte: „Warum nicht!" meinte sie schelmisch. „Trauer und Schmerz kommen vielleicht noch früh genug." Ein Seufzer stahl sich über ihre weichen Lippen, als ob ihr eine Ahnung aufdämmerte, daß der Jugend Traum nicht ewig währte.

(Fortsetzung folgt.)



Arabella Jókai (Seite 9). Der überall gefeierte ungarische Dichter Maurus Jókai hat es sich nicht nehmen lassen, nach dem Tode seiner ersten Gattin ein neues Ehebündnis einzugehen und zwar mit einer jugendlichen, kaum dreiundzwanzigjährigen Künstlerin, deren eigentlicher Name Ella Groß ist. Ihr Gemahl lernte sie kennen, als sie vor drei Jahren noch Schülerin der Budapester Theaterschule war, und sein Interesse für das auffallend hübsche und sehr begabte junge Mädchen erwachte namentlich, als seine jetzige Frau bei Gelegenheit der Petöfy-Feier im Ofener Sommertheater die von Jókai gedichtete Apotheose mit besonderer Wärme vortrug. Sie wurde danach für das Budapester Lustspieltheater gewonnen, dessen steter Besucher der Dichter war, wenn die schöne Arabella auftrat. Dann erfolgte die Verlobung, die Jókai streng geheim zu halten wußte, und kurze Zeit darauf wurde der 74 Jahre alte Dichter der blühend schönen Künstlerin angetraut.



Wie's der Himmel zu fügen weiß. Vor einigen Jahren hatte der junge Millionär Mario Stevens das Unglück, durch einen Flintenschuß, den er auf der Jagd abgab, an beiden Augen zu erblinden. Der Arme verbrachte sein Leben trauernd und einsam auf seinem Schlosse und lebte als wahrer Eremit. Vor kurzem kam dem Blinden die Lust, seine halbvergessenen Musikübungen wieder aufzunehmen, und ein Londoner Plazierungsbureau sandte ihm ein armes Waisenmädchen, das im Konservatorium ausgebildet worden, als Lehrerin. Während des Unterrichts mußte die Kleine, die sich Miß Ella Werdann nennt, natürlich häufig die ungebärdigen Finger des Mannes auf die richtigen Tasten führen und bei dieser Gelegenheit machte der Millionär die Entdeckung, welch' winzige, zarte Händchen seine Musiklehrerin habe. In diese Händchen nun hat sich der arme Blinde verliebt, und zwar in so hohem Grade, daß er gesonnen ist, sie für immer festzuhalten. Demnächst findet die Hochzeit statt. Die zukünftige Millionärin ist wie geschaffen für einen Blinden, der auf den Genuß des Schönen, soweit dieses durch das Auge vermittelt wird, verzichten muß: Die Braut ist nämlich nichts weniger als schön, sogar ziemlich verwachsen; aber sie hat sehr zarte, kleine Hände, und das gereichte der von aller Welt Verlassenen zum Glück.

Der Herzog und die Wache. Der Herzog von Roquelaure ließ während eines Platzregens seinen Kutscher in Paris in den königlichen Schloßhof fahren, was nur Fürsten und Gesandten gestattet war. Da rief ihm die Wache entgegen: „Wer da?" — Ein Herzog! — „Was für einer?" — „Der Herzog von Epernon." — „Welcher Herzog von Epernon?" — „Der letztverstorbene!" — „Kann passieren!"

Wachsende Einsicht. „Als die Jungen sechzehn bis zwanzig Jahre alt waren, wußten sie mehr als ich," sagte ein alter Landwirt; „mit fünfundzwanzig Jahren wußten sie ebenso viel, mit dreißig Jahren waren sie willens zu hören, was ich zu sagen hatte, mit fünfunddreißig fragten sie mich um Rat, und ich vermute, wenn sie vierzig sein werden, so werden sie anerkennen, daß der Alte wirklich etwas versteht."

Bülow und die Matrone. Während eines Konzerts Hans von Bülows in den achtziger Jahren erregte folgender Vorfall große Heiterkeit: Als plötzlich die Musik verstummte, hörte man in dem überfüllten Saal eine Matrone zu ihrer Nachbarin sagen: „.. — und ich koche sie immer mit Petersilie!" Alle Anwesenden lachten, das Lachen wurde aber zu einem nicht enden wollenden Gelächter, als Bülow sich an die Sprecherin wendend, sagte: „Nicht wahr, Madame, Ihr Genius war eben bei den Fischen?"

Theorie und Praxis.



Mann (Socialist): „Alle Früchte des Feldes gehörten in der Theorie uns zu gleichen Teilen."
Frau: „Ja, aber in der Praxis haben wir nicht eine Kartoffel in unserm Haushalt."

Advokaten und Scheren. Zwei Advokaten, die in einer Prozeßverhandlung als Vertreter der beiden feindlichen Parteien aufs heftigste mit einander gestritten hatten, reichten sich vor dem Gerichtsgebäude vertraulich die Hände und gingen Arm in Arm von dannen. Das sah einer der Klienten und sprach bei nächster Gelegenheit dem Anwalt, der für ihn gefochten, seine Verwunderung darüber aus. Lächelnd gestand der ehrliche Mann des Gesetzes: „Wir Advokaten sind den Scheren gleich; diese scheinen sich zu schneiden, wenn man sie zusammendrückt, sie thun aber nur demjenigen, was zwischen sie gerät, Schaden.



Ein Hörrohr als Beifallszeichen. Der verstorbene französische Senator Graf d'Haussonville war von ganz außerordentlicher Taubheit. Wenn er etwas hören wollte, stellte er sich unmittelbar an der Tribüne auf und zog sein Hörrohr heraus. Sprach der Redner gut, dann blieb das Hörrohr auf denselben gerichtet, andernfalls steckte es der Graf auffallend kurz in seine Tasche und verschwand auf seinem Platz. Mehr als einmal hat dieses treffende Urteil über die Beredtsamkeit eines Redners den Senat zur Heiterkeit gestimmt und die Redner in große Verlegenheit gesetzt.

Seltsame Rüstung. Als Cambyses die Stadt Peluse stürmte, ließ er seine Krieger statt mit Schilden sich mit lebendigen Katzen rüsten, und die ägyptische Besatzung wagte es nicht, sich zu verteidigen.

Der General von R., welcher Friedrich dem Großen in den Jahren des Krieges als tapferer Soldat bekannt geworden war, liebte es, sich die Tage des Friedens durch mutwillige und ausgelassene Streiche zu verkürzen, welche oft das Maß des Erlaubten überschritten und auch seine Verabschiedung zur Folge hatten. Friedrich II. hatte bei der letzten Revue, als der General v. R. ihm sein Regiment vorführte, zu ihm gesagt: „Es ist Zeit, daß Er seine Fähnrichs-Streiche läßt." Aber weder diese Worte seines Königs, noch der Einfluß seiner Gattin bewirkten eine Besserung seines Benehmens, welches der noch jugendlichen Frau gegenüber sehr schroff war. Die Generalin wußte keinen andern Rat, als sich an den König zu wenden, mit der Bitte, Se. Majestät möge ihren Gatten zu einem bessern Betragen anhalten, da er sich beständig in Händel böseſter Art verwickele. Der König, welcher dem General trotz seines ihm bekannten unbeugsamen Sinnes sehr wohlwollte, fühlte sich zu keiner Einmischung aufgelegt; er sendete die Eingabe zurück, an deren Rand er die Worte geschrieben hatte: „Das geht mir nichts an." — Nachdem v. R. seinen Abschied erhalten hatte, führte er ein noch wilderes Leben als zuvor, und sein Unmut gegen den König, der ihn aus seinem Dienst entlassen, trat oft in sehr unangemessener Weise zu Tage. Die Generalin fürchtete von seinem rücksichtslosen Benehmen die schlimmsten Folgen und wendete sich abermals an Friedrich II. mit der flehentlichen Bitte, ihrem Gatten sein ungebührliches Betragen gegen sie, sowie gegen alle Welt zu verweisen, und um desto sicherer den Beistand des großen Königs zu gewinnen, betonte sie besonders, daß sich ihr Gatte durchaus unangemessene Ausdrücke in Bezug auf die geheiligte Person des Königs zu Schulden kommen ließe. — An den Rand dieser Eingabe schrieb der König: „Das geht Ihr nichts an."

Ein Lebewohl. Ein französischer Journalist, den seine Berufsgeschäfte einige Zeit in Rom festhielten, speiste einst in einem Restaurant, wo alles nicht bloß schlecht, sondern auch übermäßig teuer war. Ehe sich der Gast entfernte, verlangte er den Wirt zu sehen; als dieser eintrat, fiel der Gast ihm um den Hals und küßte ihn herzlich. Betroffen fragte der Wirt nach dem Grund dieser Zärtlichkeit, und freundlich entgegnete der Fremde: „Ich wollte Abschied von Ihnen nehmen, denn Sie werden mich nie wiedersehen!"

Scherz-Rätselfrage.

Welches Fabrikat hat die meisten Abnehmer?

Rätsel.

Dem geliebten Mädchen
Sag' ich es getrennt,
Und ihr Vaterstädtchen
Es verbunden nennt.

Zweisilbige Scharade.

Als das liebe Erste kam,
Fing ich an zu wandern;
Südlich meinen Weg ich nahm
Zu dem schönen andern,
Wo die wun volle Stadt
Auch des Ganzen Namen hat.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Rebus: **Thu' Deine Pflicht und wär' auch klein Dein Kreis, bald wird er groß genug Dir scheinen;** des Wortspielrätsels: **Pflaster;** der Aufgabe: **Kreta, Kuba, Malta, Rügen;** des Rätsels: **Giebel, Geibel.**

Verantwortlicher Redacteur **W. Herrmann**, Berlin-Steglitz.
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.